



# Die Jagd

## *Hồ An Thái*

Drei Stunden lang musste ich mitten im Laden still stehen bleiben. Drei Stunden lang nahm Bien an meinen Schultern, meiner Brust Maß und drapierte dann meinen erbärmlichen Körper mit Kleiderstoffen, die er gerade beschnitten und mit groben Stichen und Nadeln vorläufig zusammengefügt hatte. Wenn in diesem Moment – es war 10 Uhr abends – jemand in den Raum gekommen wäre, würde sie oder er erschreckt aufgeschrien haben bei meinem Anblick. Ein sechzehn Jahre alte Junge, nackt außer einer Unterhose, geschmückt mit Stofflappen. Ich sah aus wie eine Vogelscheuche, die Wache hält an einem Melonenfeld, aber ich hielt ein Buch in meinen Händen: *Die alte Festung*, das ich gerade mit Begeisterung las.

Denn in dieser kleinen Stadt gab es nichts, was einen kleinen Jungen aus der Hauptstadt interessieren konnte außer dem Bücherregal meines Onkels. Sobald ich angekommen und aus dem Bus gestiegen war, rannte ich zum Haus meines Onkels, begrüßte kurz ihn und seine Frau und stürzte die Treppe hoch, als würde ich sonst einen Schnellzug verpassen. Dieser Lese-Schnellzug hätte mich schon längst ankommen lassen, wenn ich mich nicht um diesen Bien gekümmert hätte, der unbedingt mein ausländisches Hemd ausgeliehen haben wollte, um es als Modell für sich selbst zu nehmen. Er hatte mir auch gesagt, dass wir beide dasselbe Alter und dieselbe Größe hätten, und

dass ich deshalb zu ihm hatte kommen müssen, um als lebendiges Kleiderpuppe für ihn zu dienen.

„Ich habe da ein paar enge Hosen, genauso modern wie deine. Aber dieses Garnelenschwanz-Hemd – ich mach es für dich bis heute Abend fertig, versprochen.“

„Das geht überhaupt nicht“, rief ich aus. Und ich wünschte nichts mehr als dass es wirklich gar nicht ginge.

Bien war schockiert und schaute in Richtung des Hinterzimmers. „Halb so laut reicht auch!“

Ich schaute von meinem Buch auf und hatte Mitleid mit Bien. Halb so laut? oder ein Viertel so laut? Kann man die Lautstärke aufteilen wie einen Kuchen?

„Ja“, sagte er, „halb. Denn sonst wird dir mein Vater etwas darüber erzählen, wie gut es ist, wenn man früh zu Bett geht und früh aufsteht. Zu Zeiten der Franzosen war er Beamter im Finanzamt und schimpfte den ganzen Tag mit den dicken Weibern, die die Steuern einsammelten. Jetzt ist er alt geworden und gluckt den ganzen Tag herum wie eine Henne.“

Mein Lese-Expresszug fuhr keineswegs bequem. Er wurde geschüttelt, geschaukelt und gestört durch diesen gesprächigen jungen Schneider. Aber ich hatte nicht die Zeit, ihm zu antworten, denn nun kam langsam die „Henne“ herein. Sie nickte mir zu und sagte dann zu Bien:

„Wenn du schon nicht ins Bett gehen willst, dann schalte wenigstens die Nähmaschine aus und lass andere Leute schlafen.“

„Mach ich, sofort.“

Bien schlenderte durch den Laden und legte die Stoffstücke zusammen, als würde er sie ordentlich zusammenfallen wollen.

„Dein ‚sofort‘ kenne ich nur allzu gut.“ Sein Vater beugte sich vor und schaute auf seine Armbanduhr. „Jetzt ist es 22 Uhr 32. Du kannst gerne hierbleiben und dich mit deinem Freund unterhalten. Ich wollte nur das und das mitnehmen.“

Er griff mit seiner einen Hand unter die Nähmaschine, nahm die Garnspule heraus und schnitt mit einer Schere den Faden ab. Dann verließ er mit einer siegesgewissen Miene den Raum.

Ich sagte nichts, war aber glücklich. Ich würde Bien nun los werden und frei sein und zu meinem Roman zurückkehren. In Hanoi besaß ich mehr als genug europäisch geschnittene Hemden und engbeinige Hosen mit inneren Seitentaschen und Etiketten ausländischer Warenzeichen. Mein Vater war oft mit Delegationen im Ausland und schickte mir regelmäßig Nachschub. Was ich aber nicht hatte, war ein hohes Regal voller Bücher, das sehr attraktiv war für mich 16-Jährigen.

„Ich brauche morgen ein neues Hemd, um jeden Preis“, sagte Bien, „Morgen ist Sonntag.“

Dahinter versteckte sich eine unausgesprochene Bedeutung, die mir verborgen blieb. Biens Augen leuchteten plötzlich träumerisch, wie die eines ergriffe-

nen Erwachsenen, nicht eines Teenagers just nach dem Pioniers-Alter.

„Wart einen Moment“, sagte er.

Bien verschwand im Hinterzimmer. Aber nur ‚eine Minute‘ ohne meinen Roman ließ mir keine Zeit, mich glücklich zu fühlen. Vom Hinterhof des Hauses erklang Hühnergegacker, es hörte sich an, als sei im Hühnerstall Feuer ausgebrochen. Biens Vater lief erschreckt nach draußen.

Nach einer Weile kam Bien zurück. Er winkte mir. „Bitte hilf mir, die Nähmaschine in die Küche zu bringen, weit weg genug vom Bett meines Vaters. Da kann ich in Ruhe arbeiten.“

In der Küche setzte Bien die Garnrolle wieder ein.

„Mein Vater ist ziemlich streng“, sagte er. „Einerseits will er, dass seine Kinder nähen und Geld verdienen, andererseits sollen sie keinen Lärm machen, damit er schlafen kann. Und er hat Angst, dass Diebe kommen könnten und die Hühner stehlen.“

Bien begleitete seine Rede mit einer Pantomime: Als griffe er in den Hühnerstall, packte eines der Tiere, kniffte es und quetschte ein anderes.

„Jetzt kann mein lieber Vater schläfrig draußen sitzen bleiben und auf die Diebe warten.“

Bien kicherte, nahm die Stoffteile von meinem nackten Körper und setzte die Nähmaschine wieder in Gang.

„Vor ein paar Tagen kam sie hierher und sagte zu mir ‚Dein Vater ist zwar ein Schneider, aber du ziehst dich überhaupt nicht modisch an.‘ Ja, das sagte Le zu mir.“

Als würde ich in einem kleinen

Städtchen lebte, und als wäre Le meine Schwester. Und Bien fragte mich, ob ich sie denn kennen würde, diese junge Frau mit der Schniefnase.

„Es würde mich nicht überraschen, zu erfahren, dass sie deine Freundin ist.“ sagte ich und achtete sorgfältig darauf, dass es spöttisch klang.

„Mach keine Scherze bitte. Sie ist nicht meine Freundin und ich bin auch nicht hinter ihr her, wie du es vielleicht wärst. Sie ist die Sekretärin des Jugendverbandes in meiner Klasse, und ich denke nicht daran, mich in eine Sekretärin des Jugendverbandes zu verlieben.“

Die Verlegenheit stand Bien ins Gesicht geschrieben. Plötzlich wurde mir bewusst, dass die versteckten Gedanken hinter seiner verwirrten Stimme und den unbeholfenen Bewegungen vielleicht interessanter waren als der Roman, den ich gerade las.

„Gut, ich habe verstanden“, sagte ich. „Le ist die Sekretärin des Jugendverbandes und sie brauchte eine Bluse, um sie anzuziehen. Und kam her. Du nimmst dein Messband, um ihren Körper auszumessen, genauso wie du es bei mir gemacht hast, und hängst ihr Stoffstücke um, genauso wie bei mir, nicht wahr?“

Bien schaute auf meine nackte Brust und errötete.

„Schon wieder machst du dich über mich lustig. Es war meine Mutter, die bei ihr Maß nahm. Ich darf die Kleidung nur zuschneiden und nähen ...“

Es sah so aus, als hätte er mich völlig vergessen und sei versunken in dieses Summen der Nähmaschine, das einen sehr wohl in den Schlaf wiegen kann. Plötzlich schaute er listig zu mir auf:

„Als ich noch mit dem Nähen der Bluse beschäftigt war, kam Le herein und ich fragte sie: ‚Wie soll ich den Kragen machen, vielleicht aufreizend?‘ Sie legte die Hand auf ihren lachenden Mund und sagte: ‚Na hör mal, wen soll ich denn aufreizen?‘“

Bien nähte weiter. „Na hör mal, wen soll ich denn aufreizen?“ Er imitierte das Kichern der jungen Frau und ihre mädchenhafte Stimme.

Zufällig sah ich Le am nächsten Tag. Es war ein wirklich schöner Morgen, wie geschaffen, brandneue Kleider anzuziehen und zum Haus einer Freundin zu spazieren, und Bien war stolz darauf, dass ich mit ihm die enge Straße hinunter ging. Hier ging er, einen Freund aus der Hauptstadt an seiner Seite und nach der neuesten Mode angezogen. Beide kamen wir uns vor, als hätten wir das begehrte Alter von 18 Jahren schon erreicht.

„Jetzt würde ich gern ein Eis essen“, sagte Bien. Er ließ mir nicht die Zeit, ja oder nein zu sagen, und kaufte schnell an einem Stand zwei Hörnchen Vanilleeis.

„Das Eis in dem Laden an der Parkanlage ist gut, aber ich kaufe mein Eis immer hier. Einmal machte ich mit einem Freund ein Wettessen. Ich war überzeugt, dass ich gewinnen würde. Ich wusste nicht, dass nach der 9. Portion meine Kiefer steif werden würden. Es war so gruselig, dass ich jedes mal, wenn ich eine Portion Eis sehe, anfangen zu zittern.“

Er achtete nicht darauf, ob ihm zugehört wurde. Jetzt kam er näher zu mir heran und sagte mit leiser Stimme:

„Schau da rüber zu dem Fotoladen auf der anderen Seite. Aber hallo! Nicht so auffällig. Dort sitzt Le an dem Tisch, wo sie die Bilder kolorieren.“

Ich war ein wenig enttäuscht. Nach Biens Beschreibungen gestern Abend hatte ich mir Le viel hübscher vorgestellt. In Wirklichkeit sah sie zwar sehr jung aus, war vielleicht im selben Alter wie Bien und ich, aber überhaupt nicht elegant. Sie war voll damit beschäftigt, den Pinsel über den entwickelten Fotos zu bewegen und dachte nicht daran, ihren Blick auf die beiden jungen Männer gegenüber zu richten, die ihre Eisbecher aßen. Ich hatte schon immer eine Neigung zum Zeichnen, und deshalb hielt ich das Anmalen von Fotos nicht für eine künstlerische Leistung.

„Trägt sie denn die Bluse, die du für sie genäht hast?“

„Leider nicht.“

Bien war ehrlich enttäuscht. Wir gingen weiter spazieren und kamen nach einer Weile zur Parkanlage, wo die beste Eisdielen der Stadt lag. Diese Stadt war so klein wie dein Handteller, man brauchte nur einen kurzen Spaziergang, um alle wichtigen Straßen kennenzulernen. Bien zögerte kurz und sagte:

„Lass uns noch ein Eis essen, ok?“

„Ja, lass uns prüfen, wie gut das Eis hier ist.“

„Nein, ich meine, lass uns zum Stand von vorhin zurückgehen.“

Ich wusste sofort, warum er dorthin wollte, aber ich folgte ihm trotzdem. Und außerdem ist es angenehmer, Eis zu essen, das jemand anders bezahlt, als selber zu entscheiden und zu zahlen.

Dieses Mal hatte ich die Gelegen-

heit, einen längeren Blick auf Le zu werfen. Sie hatte schöne rote Lippen und eine gerade Nase. Und dieses Mal dachte ich, dass nur talentierte Finger so geschickt den Pinsel über die Fotos bewegen können. Und dieses Mal dachte ich auch, dass hier ein Eis zu essen schöner war, als eines in Hanoi zu essen.

\* \*  
\*

Jetzt, siebzehn Jahre später, bedaure ich immer noch, dass diese Geschichte damals nicht so zu Ende ging. Und ich bin schuld daran. Nach diesem Nachmittag sagte ich zu Bien, ohne ihn merken zu lassen, wie erpicht ich darauf war, Le wiederzusehen:

„Warum ziehst du eigentlich nicht deine neuen Sachen an? Ich würde gerne wieder Eis essen gehen, und sogar bezahlen dieses Mal.“

Wir hatten Glück. Le hob ihren Kopf und ihre schönen Augen funkelten, als sie uns sah. Die Straße war eng und die Entfernung zwischen diesen beiden Jungen und dem jungen Mädchen war nicht groß. Deshalb bin ich sicher, dass ihre Augen funkelten. Plötzlich fühlten wir uns beide wie richtige junge Männer. Aber wir taten so, als wären wir in ein geschäftiges Gespräch vertieft und würden sie gar nicht bemerken.

Wenn doch nur, nachdem wir das Eis gegessen hatten, wenn doch nur nach dem ersten Mal, als wir bis Mitternacht ein neues und tolles Hemd genäht hatten, diese Geschichte zu Ende gewesen wäre, dann wäre das ein glückliches Ende gewesen. Aber diese beiden jungen Tölpel

mussten ja, voller Lob über das gerade verspeiste Eis, noch zum Park gehen, um das dortige Angebot zu probieren.

Als wir fast dort waren, sahen wir einige junge Männer, die in alle Richtungen davonrannten wie ein Haufen Hühner, die vor einem Fuchs fliehen. Ihnen hinterher lief eine Gruppe Polizisten in gelben Uniformen, und dahinter gab es Männer mit roten Fahnen, städtische Sondereinheiten, die der Polizei halfen, Sicherheitsmaßnahmen durchzuführen. Ich versuchte zu verstehen, was da vorgeing, als Bien plötzlich einen Haken schlug und schrie: „Lauf weg!“

Wovor sollte ich weglaufen? Ich war ein anständiger junger Mann, der aus der Hauptstadt hierher gekommen war, um diese klitzekleine Stadt zu besuchen, die etwa so groß war wie ein dunkles Viertel in Hanoi. Und ich war kein Krimineller und überhaupt nicht lange genug hier, um irgendeinen Ärger zu machen. Ich blieb stehen und sah zu, wie die Menge auf uns zulief.

„Bist du verrückt?“

Bien kam zu mir zurückgeschossen, ergriff meinen Arm und zwang mich hinter ihm herzuhetzen. Wir liefen schräg über die Straße, kurz vor einem russischen Jeep, der mit quietschenden Bremsen stoppte, dann einige Stufen abwärts, zwei auf einmal, drängten einen Fahrradfahrer zur Seite und und rannten in den Park. Hinter uns sahen wir die Schatten der Männer mit den roten Flaggen. Als wir die Bäume verließen, kauerten wir uns neben einem runden Blumenbeet nieder.

„Sie schneiden den Jungen die langen Haare und die langen engen Hosen

ab“, keuchte Bien atemlos. Ich zitterte bei dem Gedanken, gleich festgenommen zu werden. Und das würde passieren, wenn wir hier schauernd hinter dem Blumenbeet blieben. Bien machte mir ein Zeichen, ihm zu folgen und wir liefen zuerst zu einem Baum, dann zu einer Parkbank und schließlich schnell hinter ein Denkmal für die im Krieg Gefallenen. Ich hoffte, dass die heiligen Seelen dieser Märtyrer diese beiden bedauernswerten Geschöpfe schützen würden.

Nach einiger Zeit bemerkten wir, dass auf der Bank, an der wir gerade vorbeigekommen waren, ein Junge von vielleicht zehn Jahren saß. Er hielt ein Buch in der Hand, neben ihm lag seine Schultasche. Er starrte uns mit aufgerissenen Augen an. Er sah aus wie ein wohlzogenes Kind und hatte ein intelligentes Gesicht, und mir war, als könnte ich in seinen Augen ein wenig Sympathie und Mitleid erkennen. Ich winkte ihm freundlich zu.

Zwei rote Männer und ein Polizist näherten sich uns. Wir gingen auf die andere Seite des Denkmals, damit sie uns nicht sehen konnten und atmeten erleichtert auf, als sie weggingen.

„Die sind dahinten!“ rief der Junge und zeigte auf das Denkmal.

Ich war schockiert, rannte sofort hinter Bien her. Die Stimme des Jungen hallte in meinem Kopf wider: „Die?“ Was für eine gute Erziehung hatte er genossen, um zwei junge Männer in engen Hosen und weit geschnittenen Hemden als Gangster oder Diebe anzusehen? „Die?“ Seine Stimme war schrecklich, voller Ekel gewesen.

Als wir aus dem Park rannten, stieß ich mit einem jungen Mann zusammen, dessen Haare bis zu seiner Schulter reichten. Er wurde von zwei Rotmännern gejagt. Er fiel hin, und lag regungslos auf dem Straßenpflaster. Wir wandten uns in Richtung Blumenladen, konnten aber trotzdem noch sehen, wie die Rotmänner sich auf ihn stürzten. Wir überquerten den Marktplatz der Stadt, auf dem einige Fußballspieler eilig ihre Sachen packten und wegrannten. Bien führte mich zu einer Reihe von zerfallenen Häusern. Wir verschwanden hinter Trümmern von Wänden unter herabhängenden Decken und verdrehten Eisenstangen.

„Das war unser städtisches Postamt – es wurde 1968 durch Bomben zerstört.“

Obwohl wir gejagt wurden, hatte Bien nicht vergessen, seine Rolle als Einheimischer zu spielen, der den Gast begrüßt und ihm seine Stadt zeigt. Wir versteckten uns hinter einer Wand. Ich war überrascht, dort mehrere andere junge Männer zu sehen. Bien erkannte freudig einen von ihnen, der etwa 22 Jahre alt war.

„Bruder Thang“, sagte der. „Wieso bist du auch hier?“

Bien zeigte stolz auf mich: „Dies ist Giap, mein Freund, der gerade aus Hanoi hier angekommen ist.“

„Nett, Sie kennen zu lernen“, sagte Thang und schüttelte mir feierlich die Hand. „Ich bitte um Entschuldigung, aber ich muss jetzt weg. Bitte besuchen Sie mich, wenn Sie die Zeit dazu haben.“ Er sah hinaus, ob alles ruhig sei, schlich dann die Wand entlang und verließ uns.

Meine Bekanntschaft mit Thang bewirkte, dass ich mich wirklich erwachsen fühlte.

Da war ich, versteckte mich zusammen mit diesen halbwüchsigen Leuten hinter einer Wand, und ich fühlte mich ihnen auf Gedeih und Verderb verbunden.

„Vielleicht sind sie weg“, sagte einer von ihnen. Und ich fühlte mich so erwachsen, dass ich dachte, ich müsste das Versteck als erster verlassen. Aber Bien zerrte heimlich an meinem Hemd und hielt mich zurück. Die anderen drei gingen raus, einer nach dem anderen, über einen Hof mit Einzel-Bunkern, die jetzt mit dichtem Gras bewachsen waren. Plötzlich hörte ich Pfliffe von überall her. Die Häuserruinen, die bis jetzt still und verlassen gewesen waren, wimmelten von Rotmännern.

Alle drei waren verhaftet worden. Einer wehrte sich gegen einen Mann, der seinen Arm auf den Rücken drehen wollte.

„Ich werde euch kriegen, koste es was es wolle“, sagte der Rotmann. Der Junge schaute ängstlich über seine Schulter zurück, ließ sich dann aber abführen. Plötzlich hielt er inne, als würde ihm jetzt gerade etwas einfallen, und er flüsterte ins Ohr des Rotmanns.

„Ist das wahr?“ fragte der Mann und schaute zurück auf die Wand, hinter der wir hockten. Er machte einem seiner Kollegen ein Zeichen.

Ich konnte es nicht glauben. Nur einige Minuten zuvor waren wir alle in der gleichen Situation gewesen, warteten wir nervös, aber gemeinsam darauf, dass sie weitergehen würden. Wir hielten den

Atem an und hofften, dass nichts mehr passieren würde. Anscheinend wussten diejenigen, die schon das Erwachsenenalter erreicht hatten, das ich so sehr herbeisehnte, nicht, wie man sich wie ein anständiges menschliches Wesen verhält.

Auf jeden Fall waren wir aber nicht bereit, uns so leicht schnappen zu lassen. Bien führte mich schweigend auf die andere Seite der Ruinen. Wir kamen an einer Reihe von strohgedeckten Häusern vorbei und fanden uns am Fuß eines riesigen Wasserturms wieder. Er war rund und durch vier stämmige Betonsäulen gestützt. Eine spiralförmige Leiter führte außen nach oben.

„Leider war bisher keine Zeit, dir diese Schenswürdigkeit zu zeigen“, sagte Bien. „Lass uns da hoch gehen.“

Wir schauten in die Runde, ob irgendjemand uns beobachten könnte, stiegen dann vorsichtig die Treppe hinauf. „Dieser Turm“, sagte er, „wurde Ende des letzten Jahrhunderts gebaut und ist 25 Meter hoch. Am 30. Oktober 1930 brachten die kommunistischen Kämpfer hier eine Fahne mit Hammer und Sichel an, um damit die Bewegung der Sowjets von Nge Anh zu unterstützen.“

Wir erreichten das Dach. Ich war von der weiten Landschaft beeindruckt, die man hier ungestört überblicken konnte. Einige der schmalen Straßen und engen Alleen der Stadt hatte ich ja schon gesehen. Aber heute, dank der verrückten Jagd, hatte ich den Park, den Marktplatz und das zerbombte Postamt kennen gelernt. Und jetzt, in der Dämmerung, hatte ich die Gelegenheit, das ganze Panorama der Stadt zu sehen, als würde ich wie ein Feldherr eine ganze Schlacht

überschauen können. Alles war winzig und stand klar vor Augen wie dein Handteller. Auf der anderen Seite des Platzes hatte sich eine Menschenmenge wie ein Ameisenschwarm auf dem Gelände vor dem Polizeirevier versammelt und verfolgte neugierig, was drinnen geschehen würde. Von der einmündenden Straße wurden noch mehr verhaftete Jugendliche herbeigeführt. Und auf der anderen Seite ging die Jagd weiter. Ich dachte daran, wie wir vor der Eisdielen saßen und auf den Photoladen starrten und mir der Gedanke kam, dass wir die einzigen waren, die neue modische Kleider anhatten, wirklich die beiden einzigen. Jetzt bedauerte ich, nicht zu Hause geblieben zu sein, als die „Allgemeine Kampagne“ durch jede enge Straße und Allee fegte, durch jedes Ruinenfeld.

Und mir kam jene „Hunde-Kampagne“ in den Sinn, wie wir Kinder nannten, was in unserem Wohnviertel vor vier Jahren veranstaltet wurde. Damals wohnten wir in einer Straße am Ufer des Roten Flusses. Niemand wusste, warum so viele Hunde die Ufer bevölkerten – ohne dass jemals irgend ein Eigentümer sich meldete, denn damals war der Besitz von Hunden verboten. Die Hunde versteckten sich in den Büschen, stahlen Hühner und griffen kleine Kinder an. Alle sagten, es seien wilde Tiere, aber niemand traute sich, etwas gegen sie zu unternehmen. Die Leute gingen offenbar davon aus, dass die Hunde niemand gehörten, denn sonst müsste man sich fragen, was die Eigentümer tun würden, wenn sie sähen, dass jemand ihre Hunde tötete.

Dann gab es ein Gerücht, ein Fuchs



treibe sich in dem Häuserblock herum und bedrohe die Hühner und Enten, von denen die Kochkünste unserer Hausfrauen abhängig waren. Eines Sonntagmorgens kamen die Haushaltsvorstände heraus und brachten Stöcke, Tragejoche, Messer und Hämmer mit: die „Fuchsjagd“ begann. Eigentlich war da nie ein Fuchs gewesen, aber sie hatten Appetit auf Hundefleisch, und Hunde waren da in Massen vorhanden. Sie spickten aus den Büschen, als machten sie sich über die Leute lustig. Es war die große Gelegenheit, zu einem Hundefleisch-Essen zu kommen, ohne sich mit Besitzern streiten zu müssen – falls es solche gab. Aber niemand hat je erfahren, wer dieses Gerücht in Umlauf gesetzt hatte, dass da ein Fuchs sei, und wer so die Jagd in Gang gesetzt hatte. Unter einer Gruppe von Erwachsenen gab es eine schweigende Übereinstimmung, und wir Kinder hatten die Gelegenheit, zu schreien und frei herumzuspringen. Mit einem Gürtel in der Hand rannte ich durchs Gebüsch und prügelte auf jeden weißen oder gelben Schatten ein, der mir ins Gehege kam. Wir brüllten herum, bis wir heiser waren, schlugen auf Büsche und Pflanzen ein, bis sie zerfetzt waren. Die Hunde heulten wie verrückt und rannten panisch überall um die Häuser herum.

An manchen Stellen hatten Leute schon Feuerstellen aufgebaut, um die Hunde zu grillen.

Ich stieß auf einen schwarzen Hund mit weißen Streifen. Er sprang hoch, mit allen Vieren in der Luft, und fiel wieder herunter, wälzte sich herum und entfloh in Richtung Ufer. Pfft! Jemand erwischte ihn mit einem Beil und schlitzte ihn von

von der Brust bis zum Bauch auf. Seine Eingeweide flossen mit viel Blut heraus, aber er lief weiter und sprang in den Fluss, seine verschlungenen Eingeweide schwammen hinter ihm her wie weiße Schlangen in einer Blutlache.

Ich zitterte. War es, weil die Erinnerungen an diese Jagd in meiner Erinnerung immer noch nicht verblasst waren, oder war es einfach, weil wir hoch oben auf dem Wasserturm saßen, dass es mich fröstelte? Es war ziemlich dunkel, und die Ruinen unter uns schienen jetzt ganz leer zu sein. Wir rappelten uns auf und stiegen hinunter.

Das war ein schwerer Fehler. Als wir uns den Weg durch eine der eingestürzten Wände frei machten, hörten wir schrille Schreie von überall her, und schwarze Schatten tauchten aus ihren Verstecken auf: Die Rotmänner hatten geduldig gewartet, um die letzten verbliebenen Unkräuter auszumerzen. Ein Marathon-Rennen folgte durch die Reste von zerbrochenen Ziegelsteinen und über sich querstellende Gräben. Wir beide sprangen auf eine Wand. Oben sahen wir, dass der einzige Ausweg der Sprung durch ein dunkles Fenster war. Ich zögerte. Wie konnten wir wissen, was hinter den Scheiben war? Vielleicht ein tiefes Loch oder eine spitze Eisenstange. Aber Bien drückte sich an mir vorbei und sprang. Ich sprang ihm nach, aber in diesem Augenblick löste sich der Fensterrahmen aus seiner Verankerung und fiel auf mich, auf meinen Bauch. Ich versuchte mich zu bewegen, aber die beiden Holme hatten sich irgendwie verhakt, und ich konnte sie nicht zur Seite schieben. Aus der Dunkelheit tauchte Bien

auf und versuchte mit allen Kräften, mich zu befreien. Plötzlich kam ein Rotmann und packte meine eingeklemmten Füße und zog daran. Auf der anderen Seite zog Bien ebenfalls, und sie schoben mich hin und her, als wäre ich ein Seil beim Tauziehen.

Schließlich kamen die anderen, hoben den Fensterrahmen hoch und führten die letzten beiden Opfer zu ihrem Büro. Einige Kinder folgten uns im Gänsemarsch und verspotteten uns, als wären wir zwei Kriminelle:

*Mit dem Arsch einer Ente  
Und engen Hosen  
Sparen sie ein wenig Stoff  
Verschwenden eine Menge Shampoo  
Quaak, quaak, quaak, ...*

Im Polizeirevier saßen einige junge Männer nebeneinander auf einer Bank und warteten, bis sie drankamen. Vorn im Raum stand ein junger Mann, dessen Hose vom Saum an mit der Schere eines Rotmanns aufgeschnitten war. Der Junge sprang auf und ab, als hätte ihm jemand heißes Wasser auf den Kopf geschüttet.

„Stehen bleiben“, sagte der Rotmann zu ihm.

„Herr ...“

„Du hast hier nichts zu sagen ...“

„Haben Sie meine Hose zerschnitten?“

„Ich?“

Blut rann an des jungen Mannes Beinen herab wie ein roter Regenwurm. Aber er hatte wohl Grund, sich trotzdem glücklicher zu fühlen, denn er hatte seine Hose nicht ausziehen müssen, sie war nur beiderseits am Saum aufgeschnitten. Die Übrigen hatten ihre Hosen ausziehen

müssen, und dann wurden diese an beiden Seiten abgeschnitten. Bald waren wir dran.

„Ich protestiere. Sie haben nicht das Recht, uns so zu behandeln!“, rief ich wütend.

„Sie haben nicht das Recht, hier irgend etwas zu sagen“, sagte der Rotmann.

Je ruhiger er sich verhielt, umso mehr geriet ich außer mir. Warum mussten alle diese jungen Männer sich schweigend fügen, als habe man ihnen die Zungen abgeschnitten? Sie waren alle etwa fünf bis sieben Jahre älter als ich, aber sich erniedrigten sich selber, baten wie eine Schar böswilliger Kinder um Gnade. Ich war der jüngste hier. Aber ich fühlte, wenn ich jetzt nicht aufschreien, mich verteidigen würde, dann sähe das so aus, als würde ich mich damit zufrieden geben, noch kein Mann zu sein. Und überhaupt, war ich nicht der Sohn einer respektablen Familie, der oft auf Reisen war, zusammen mit seinen Eltern, die ihrerseits gute Bekannte hatten in den geachtetsten Kreisen der Hauptstadt?

Ich brüllte ihnen meine Anklagen direkt in die Gesichter. Das hatte zur Folge, dass wir noch fester gefesselt wurden und unsere Hosen ausziehen mussten. Bei der Gelegenheit kam heraus, dass wir europäisch geschnittene Hemden trugen, und die mussten wir also auch ausziehen. Wir hatten nur noch Unterhosen und Unterhemden an.

„Ich protestiere gegen diese brutale Behandlung!“

Ratsch!! Der vierte Scherenangriff auf ein Hosenbein.

„Das werden Sie bezahlen müssen!“  
Ratsch! Der siebente Angriff auf beide Taschen.

Schnipp! Schnapp! Die Scheren arbeiteten sich kreuz und quer über unsere mit hartem Griff fixierten Köpfe.

Die Rotmänner arbeiteten schweigend, und schweigend trugen sie unsere Namen und Adressen in ihre Notizbücher ein. Ihre Gesichter waren kalt wie Geldmünzen.

Wir trauten uns nicht, die Straßen lang zu gehen. An diesem Abend kamen uns die elektrischen Lichter schrecklich hell vor. Vielleicht war ja unsere Le immer noch dabei, Farben auf Photographien zu malen, aber wir beide waren besorgt, dass sie uns sehen könnte. Bien führte mich in eine einsame Gasse hinter eine Häuserreihe. Ich spürte, wie mein Gesicht sich langsam erhitze, als ich mich daran erinnerte, wie Bien ihr Gekicher wiederholt hatte: „Na hör mal, wen soll ich denn aufreizen?“ Jetzt, als wir fast nackt durch die Trümmer zerstörter Häuser krochen, fühlte ich eine große Scham bei dem Gedanken, meine Freundin könnte mich so sehen.

Bien ging langsam vor mir her. Plötzlich verschwand er in einem Loch. Ehe ich die Zeit hatte zu stoppen, schlitterte ich hinter ihm her. Ehe ich zu mir kam, lag ich auf dem Rücken auf dem Boden eines Bombenkraters neben Bien. Seltsamerweise standen wir nicht gleich auf, sondern blieben zwei Minuten lang liegen, zwei sprachlose Jungens, erschöpft und voller Heimweh. Ich schaute erbittert nach oben auf das Stück Himmel über dem Kraterloch und war plötzlich wütend auf Bien.

„Was bist du für ein Feigling. Nicht einmal hast du es gewagt, dein Maul aufzumachen.“

Bien seufzte, aber blieb schweigsam. Nach einer Weile sagte er:

„Du hast Glück. Du kommst von anderswo hierher und kannst hier weg und dorthin zurück gehen. Du musst nicht hier leben. Und du hast jede Menge schicker Klamotten und kannst dir jederzeit mehr davon kaufen als sie dir abschneiden können ...“

Das Licht über dem Krater reflektierte die Farben eines grellbunt blühenden Baumes. Der Herbst war nah und der Sommer fand sich nur noch in diesen wenigen leuchtenden Blüten. Ein Brise wehte über ihnen, als würden Erde und Himmel gemeinsam seufzen.

\* \*  
\*

Nach diesen Sommerferien kehrte ich nach Hanoi zurück und begann mein neues Schuljahr. Später ging ich nach Deutschland, um mein Studium abzuschließen und blieb dort, um zu promovieren. Ich heiratete und bekam einen Sohn.

Bien hatte nichts von alledem. Er machte den Schulabschluss, aber die Biographie seines Vaters war nicht „sauber“. Außerdem erhielt er nicht die erforderlichen Belobigungen von seinem Stadtviertel-Obmann. Also konnte er nicht auf die Universität gehen.

Kürzlich, als ich meinen Onkel besuchte, sah ich ihn wieder. Er erzählte mir von seinen vergeblichen Versuchen, das Land zu verlassen. Beim ersten Mal

geriet das Boot in einen Sturm und wurde gegen die Steilküste unseres Landes zurückgetrieben. Da er seine Arbeitskleidung trug, mischte er sich in einen Trupp von Bergleuten, die auf dem Weg zur Arbeit waren. Beim zweiten Versuch, saß er auf einer Planke seines gesunkenen Bootes und trieb einen Tag lang auf dem Meer, bis ihn ein Boot der Küstenwache rettete. Ein Jahr verbrachte er im Gefängnis. Jetzt fristet er sein Leben als Tagelöhner. Bei den beiden Fluchtversuchen hatte er all sein Hab und Gut verloren.

Ich saß still da und hörte ihm zu. Dann vernahm ich eine Stimme, die kichernd nach ihrem Freund rief. Ich kannte niemanden in dieser Gegend, aber dieser Klang schockierte mich und rief mir ins Gedächtnis zurück, was ich, lang ist's

her, von einer ähnlichen Stimme gehört hatte: „Na hör mal, wen soll ich denn aufreizen?“

Bien saß schweigend da, schaute sich nicht um und senkte nicht den Blick. In seinen Augen war nichts zu lesen. Sein Gesichtsausdruck war unbewegt, zeigte keine Spur von Erinnerung. Und dann verstand ich, wie viel er verloren hatte bei seinen entschlossenen Versuchen, der Vergangenheit zu entrin-  
nen ...

Oktober 1988

*Quelle: The Chase. Aus: Behind the Mist, fiction  
by Ho Anh Thai, Hrsg. Wayne Karlin,  
Willimantic, Connecticut USA  
(Curbstone Press) 1998,  
englische Fassung von Phan Thanh Hao, Regina  
Abrami und Wayne Karlin,  
übersetzt von Günter Giesenfeld.*